

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 11

Artikel: Ein Christ im Totalstaat : zu einer Schrift von Karl Barth
Autor: Vogelsanger, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER CHRIST IM TOTALSTAAT

ZU EINER SCHRIFT VON KARL BARTH

VON PETER VOGELSANGER

Karl Barth ist ohne Zweifel ein theologisches Genie. Als solches verdient und genießt er unsern tiefen Respekt. Die Tendenz freilich, seinen Worten blinden Autoritätsglauben entgegenzubringen, müssen wir schon auf theologischem Gebiet aus reformierter Überzeugung entschieden ablehnen. Noch mehr gilt das dort, wo der Autoritätsglaube auch auf Barths politische Äußerungen übertragen wird. Es gehört ohnehin zum unerquicklichen Starkult unserer modernen Zeit, daß sie geneigt ist, den Äußerungen eines Mannes, der auf seinem Spezialgebiet Großes und Einzigartiges geleistet hat, auch auf allen andern Gebieten, zu denen er das Wort zu ergreifen geruht, Unfehlbarkeit beizumessen. Bei Barths politischen Äußerungen ist zudem aus ganz bestimmten, nachfolgend wohl ersichtlichen Gründen besondere Vorsicht und nüchterne Distanz geboten.

Nicht etwa, weil Barth ein politischer Dilettant wäre. Er hat früher gern, leidenschaftlich, mit Elan und Klarheit zu politischen Dingen das Wort ergriffen. Es gab eine Zeit, da von seinem politischen Wort, von der leidenschaftlich-freiheitlichen Stimme dieses Schweizers, Kraft, Klärung und Ermutigung ausstrahlte. Der besondere Reiz dieses politischen Zeugnisses lag einerseits in seinem erquicklichen Nonkonformismus, andererseits in der glänzenden Kunst, die politischen Urteile aus den zentralsten theologischen Wahrheiten treffsicher abzuleiten. — Nach längerem Schweigen, das von ihm selbst mit dem Älterwerden und der notwendigen Konzentration der Kräfte auf sein dogmatisches Hauptwerk begründet wird, hat sich nun Barth neuerdings zu einer brennenden politischen Frage geäußert (Brief an einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik, Zollikon 1958). Der eigentliche Adressat dieses öffentlichen Briefes ist ein unbekannter Pfarrer in der Ostzone, der Barth um ein väterliches, wegweisendes, tröstendes und stärkendes Wort in seine bedrängte Situation hinein gebeten und ihm zu diesem Behuf einige konkrete Fragen unterbreitet hatte. Die Schrift Barths will also ein seelsorgerliches Wort sein. Das unterscheidet sie zunächst von einem direkten politisch-theologischen Traktat. Sie wird aber auf weite Strecken doch zu einem solchen, nicht nur dadurch, daß sie durch Massenverbreitung im Westen äußerlich, sondern durch ihre Linienführung innerlich die Briefsituation vollkommen vergessen läßt. Schon das Thema — die Situation des Christen im kommunistischen Diktaturstaat und sein dem

Worte Gottes gehorsames Verhalten in dieser Situation — läßt natürlich mit Spannung zu dieser Publikation greifen. Seit langem war ja der schweizerischen- und überhaupt westlichen Öffentlichkeit der schmerzliche Unterschied zwischen Barths mutig-freiheitlichem Urteil in den Jahren 1933—1945 und seinen kryptischen, oft mehr als zweideutigen politischen Äußerungen in den Jahren 1945 aufgefallen; speziell seine undurchsichtige Haltung gegenüber dem Phänomen der kommunistischen Diktatur verleitete manche Leute dazu, ihn etwas voreilig zum Kryptokommunisten zu stempeln. Man konnte natürlich diesen Unterschied auch, wie er es selbst nun tut, mit dem Älterwerden, mit einem bedauerlichen, aber begreiflichen Nachlassen des Elans und des Klarblickes begründen und achselzuckend zur Kenntnis nehmen. Heute aber ist dieser schmerzliche Unterschied zum eklatanten Widerspruch geworden. Zu ihm darf man nicht mehr schweigen. Gerade um der Autorität willen, mit der Barth in solchen Dingen zu reden pflegt und in der seine Jünger sein Wort entgegennehmen, ist eine sorgfältige Unterscheidung nötig, was an dieser Schrift theologische Aussage, geistlicher Zuspruch und politisches Urteil ist. Genauer: es ist kritisch auf die heimliche Quelle dieser Aussagen zu achten. Wieweit stammen sie aus dem Worte Gottes und sind sie also der von ihm stets so resolut geforderte «Gehorsam gegen die hl. Schrift»; wie weit stammen sie aus allgemeiner geschichtsphilosophischer Spekulation oder gar aus dem offenkundigen politischen Ressentiment? Diese kritische Unterscheidung soll hier an ein paar Hauptpunkten durchgeführt werden.

Der seelsorgerliche Charakter der Schrift

Ist er wirklich echt? Schon bald meldet sich beim Lesen der begründete Zweifel, ob es sich dabei nicht um eine Einkleidung handle für eine vor allem und höchst einseitig an den Westen gerichtete massive, ironische Anklagerede. Barth erklärt zunächst, warum er jetzt auf die privaten Fragen des ostdeutschen Pfarrers öffentlich antworte, während er vor zwei Jahren auf die bekannte öffentliche Anfrage: «Why is Karl Barth silent about Hungary?» beharrlich geschwiegen habe. Jetzt handle es sich um eine Anfrage, die aus echter seelischer Not und Bedrängnis komme und der er sich darum als Christ nicht entziehen dürfe. Damals aber habe es sich um die Rechenschaftsforderung «eines hartgesottenen westlichen Politikers» gehandelt, der ihn — aus seiner sicheren Burg heraus — aufs Glatteis führen wollte.

Nun gibt es tatsächlich diesen Unterschied zwischen echter seelsorgerlicher Frage und den kitzligen Diskussionsfragen heimtückischer Fallensteller. Jeder Seelsorger kennt das. Aber trifft das hier zu? Bei dem so hart und unfreundlich apostrophierten Fragesteller vor zwei Jahren

handelte es sich nämlich keineswegs um einen «hartgesottenen Politiker», sondern um den sehr ernstesten und hervorragenden amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr¹. Und seine damalige Frage war keineswegs eine Falle, sondern eine legitime Interpellation, geboren aus der tiefen Erschütterung über die Tragödie Ungarns, begründet in der auffallenden Diskrepanz zwischen Barths früher so klarer Haltung gegenüber den Diktaturen und seinen späteren verhängnisvollen Ratschlägen an die Reformierte Kirche in Ungarn und seiner noch verhängnisvolleren bekannten Verbindung zu korruptesten Persönlichkeiten, von denen er sich nie klar distanziert hat. Lag in der besorgten Frage nach dem Grund seines unerklärlichen Schweigens angesichts der ungarischen Not — die damals wahrhaftig nicht nur in Amerika, sondern überall in der evangelischen Christenheit laut wurde — nicht auch eine echte seelsorgerliche Frage? Ist ihre nachträgliche unwirsche Abweisung nicht ebensosehr eine indirekte Verhöhnung der ungarischen Leiden wie ein Ausweichen vor unbequemen Fragen? Gewiß hätte es wohl ein Quentchen Bußfertigkeit erfordert, damals auf jene Frage zu antworten. Aber steht solche auch einem großen Theologen etwa schlecht an? — Umgekehrt, nehmen wir einmal an, die seelsorgerliche Situation, die dem «Brief an einen Pfarrer etc.» zugrundegelegt ist, sei echt und es handle sich nicht um eine Fiktion. Dann müßte die Antwort doch herauswachsen aus der Bemühung zu intimer Kenntnisnahme der dortigen Lage, aus dem verständnisvollen Sicheinfühlen in die Situation eines Pfarrers, einer christlichen Gemeinde, der ganzen christlichen Kirche, die unter dem harten Druck und der Anfechtung durch den Totalstaat lebt. Davon spürt man wenig. Vor mir liegt der Brief eines ostdeutschen Pfarrers, den ich in den letzten Tagen per Schmuggel erhielt. Er schreibt mir in verhüllenden, aber zwischen den Zeilen nur allzudeutlichen Worten von dem täglichen Druck, von den ständigen Drohungen, von den perfiden Versuchen zur Deklassierung der Christen, zur Einengung der Verkündigung und des Unterrichtes, von den hinterhältigen Methoden bald der Lockung und der Verführung, bald der Anpöbelung und des Gewissenszwanges, mit denen man die Glieder der Gemeinden zum Abfall bewegen will. Er schreibt auch vom schmerzlichen Ausschluß seiner Kinder — der Kinder eines «Volksfeindes» — von jeder höheren Schulung. — Das alles ist ja wohlbekannt. Das alles müßte man sich bei der Abfassung eines seelsorgerlichen Briefes nach dem deutschen Osten ganz konkret vor Augen halten. Gewiß, ein seelsorgerlicher Brief hat nicht die Aufgabe, aus dem freien Westen heraus mit kühnem und billigem Appell zu harter Unbeugsamkeit oder gar zum Martyrium aufzuputschen. Aber diese tägliche innere Not müßte gesehen werden. Statt dessen findet man bei Karl

¹ Niebuhr, Why is Karl Barth silent about Hungary?, in der Wochenzeitung «The Christian Century» vom 23. 1. 1957. Auszug in «Schweizer Monatshefte», April 1957, S. 72.

Barth auf der ganzen Linie eine Verniedlichung dieser Situation, eine Beschweigung dieser Not, eine Ironisierung der innern und äußern Gefahr. «Fürchten Sie den Totalstaat? Fürchten Sie ihn nicht!» Solcher Bescheid, mag er im einzelnen noch so glänzend-geistreich und bei Karl Barth gewohnt witzig formuliert sein, ist nicht Seelsorge, sondern Ausflucht.

Das Grundproblem: «Ostlöwe» und «Westlöwe»

Eine naive Beschönigung oder gar Billigung des Kommunismus und seiner Diktatur liegt Karl Barth natürlich fern. Im Gegenteil, er macht aus seiner Kritik am östlichen System kein Hehl. Er sagt klar und deutlich, daß er im Kommunismus eine Gestalt des in der Bibel genannten «Widersachers» erkennt, der «umgeht wie ein brüllender Löwe und sucht wen er verschlinge». Er gibt sogar zu: «ein gerade in seiner spezifisch deutschen und darum gründlichen und konsequenten Art gewiß besonders laut brüllender und aufs ‚Verschlingen‘ besonders bedachter Löwe!» Freilich, der Antichrist ist er auch nicht — diese Ehre gebührte nicht einmal Hitler — weil der Antichrist keineswegs offen christusfeindlich auftreten, sondern sich als plausibler und einladender Freund Christi ausgeben wird. Und auch «Widersacher» ist der Kommunismus doch eigentlich nicht in sich selbst, sondern nur insofern, als er passiv oder aktiv durch sein Wesen und seine Gebärden die Christen in der Ostzone zu einem falschen Verhalten — nämlich entweder zu einem primitiven Antikommunismus oder dann zur Kollaboration, zum Haß oder zur Angst und mit beidem zu einer Verleugnung ihres Glaubens — zu verführen mächtig ist. Auch noch ein paar andere Hiebe kriegt er deutlich ab. Und der Verfasser spottet dabei über die Aussicht, daß er sich damit vielleicht doch im Osten den Ruf eines «fortschrittlichen Theologen», dessen er sich dort bis jetzt erfreuen durfte, ernstlich verscherzen werde. Aber das macht ihm nichts aus. Wir fürchten auch nicht, daß die Gefahr ernstlich besteht.

Denn worauf es nun im Gesamttenor der Schrift wirklich ankommt, das ist die durchgehende Synchronisierung und Parallelisierung der Anklagen und Hiebe gegen Osten und Westen. Wo immer am Osten Kritik geübt werden muß, wird sie sofort ergänzt durch einen in viel bissigerem Ton angebrachten Hieb gegen den Westen. «Wer etwa dem Westlöwen nicht mit aller Kraft widerstände, der kann und wird bestimmt auch dem Ostlöwen nicht widerstehen, der weiß überhaupt nicht, was er sagt, wenn er von einem solchen redet.» Und was der «Westlöwe» ist, wird klar gesagt: es ist der «schleichende Totalitarismus» bei uns im Westen, der mit seinen vier allmächtigen P, mit Presse, Privatwirtschaft, Protzerei und Publikumsmeinung die christliche Gemeinde bedroht. Nein, die bedrängten Christen der DDR sollen es nur wissen, daß wir Christen

hier im Westen ihres Mittragens nicht minder bedürftig sind als sie des unsrigen! Gewiß, gewiß — das Evangelium von der freien Gnade Gottes ist im Osten unbeliebt; aber ist es etwa, wenn man den Tatsachen auf den Grund geht, im Westen beliebter? Gewiß wirken ihm im Osten Druck und Verleugnung entgegen, aber wirkt ihm etwa nicht auch «westlicher Ungeist und Unsinn fast übergewaltig entgegen»? Gewiß gibt es im Osten «Christusfeindschaft», aber gibt es sie etwa «in der angeblich freien Welt des Westens» weniger? Gewiß hat die christliche Gemeinde im Osten eine schwere Last zu tragen; aber hat sie es etwa bei uns im Westen leichter, und ist nicht die harte Situation im Osten dem Evangelium eigentlich viel angemessener und darum verheißungsvoller? Nein, reden wir doch offen: «Die heutige Westmacht hat mit jener (der Ostmacht) das durchaus gemeinsam, daß in der ihr eigenen Weise auch sie der Gemeinde das ausreden und praktisch verunmöglichen möchte, was sie zur christlichen Gemeinde macht» — nämlich das eigentliche Zeugnis vom Reiche Gottes. Dieses Zeugnis ist dem Westen «genau so widrig und peinlich wie dem Osten — wer weiß, im Grunde vielleicht noch widriger und peinlicher». Und darum wäre offenbar das Schlimmste, was dem Osten passieren könnte — und hier nimmt Barth ein Stichwort des unbekanntenen Fragestellers auf —, «eine Befreiung im Sinne Adenauers, welche die Christen des Ostens zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückbringen könnte». Das heißt doch wohl im Sinne des biblischen Bildes, daß die Kirche im Osten heute zwar in der Wüste, aber in der Freiheit lebt; daß sie im Westen zwar zu essen hat, aber unter der Herrschaft Pharaos und seiner Götzen steht? Soll man darum für die Beseitigung der Machthaber in der DDR beten? Nein, um Gottes willen nicht! Man bete lieber *für* sie, statt *gegen* sie! Sonst könnte Gott das Gebet der Christen in der Ostzone um Befreiung noch einmal «schrecklich erhören», indem er sie eines Tages im amerikanischen way of life erwachen ließe! Und schlimmeres könnte ihnen offenbar nicht passieren.

Alles dasselbe, hier wie dort, Hans was Heiri: das ist der durchgehende Tenor der Schrift im Vergleich von Westen und Osten. Nur ein einziges Mal ringt sich Barth zu der knappen Konzession durch: «Das Leben im Westen hat ja zweifellos viele und darunter auch durchaus echte Vorzüge» — aber auch das klingt im Zusammenhang reichlich ironisch. Sonst aber ist es unverkennbar, daß die Urteile über den Westen viel galliger und höhnischer klingen, diejenigen über den Osten aber verklausuliert und wohlwollend. Jedenfalls kontrastiert die Gereiztheit und Animosität, die durchgehend gegenüber dem Westen spürbar sind, auffallend mit der Wohlabgewogenheit und Sorgfalt, mit der jeder Widerspruch gegen das östliche System formuliert wird.

Man muß sich zwingen, nicht in einen entrüsteten Ton zu verfallen. Dreierlei muß aber gegen diese Sicht der Dinge mit aller Deutlichkeit gesagt werden. Erstens handelt es sich um eine groteske Verzeichnung

der echten Proportionen, die im Effekt auf eine gewagte, unschöne Denunziation des Westens und auf eine Verhöhnung der Leiden des Ostens hinausläuft. Zweitens stellt sie eine auch theologisch unhaltbare Gleichmacherei dar. Es ist selbstverständlich leicht, an einem absoluten Maßstab gemessen, von der kommenden Gottesherrschaft her gesehen (und sie allein fällt für Barth ins Gewicht auch in der Beurteilung der Gegenwart) am Westen, am so verhöhten «christlichen Abendland», eine Fülle von Fehlern, viel Glaubenslosigkeit und «tätige Gottlosigkeit» festzustellen. Es ist aber falsch, es entspricht nicht der echten Verkündigungssituation und auch nicht der Wahrhaftigkeit und Billigkeit, dann sofort zu folgern: Also sind sie allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes und sind in gleicher Verdammnis — und die bestehenden Farbunterschiede sind nur relativ. Wir hätten alles Verständnis und alle Empfänglichkeit für eine echte Bußpredigt an den Westen. Aber echte Bußpredigt basiert auf der Erkenntnis der konkreten Situation und nicht auf deren Verzeichnung und besteht vor allem nicht in generalisierender Verdammung. Mit diesem Generalisieren tut Barth genau das, wogegen er sich in der Zeit des Nationalsozialismus scharf verwahrt hat: daß man aus den Sünden, die auch in der westlichen Demokratie notorisch feststellbar sind, die Folgerung ziehe, wir befänden uns politisch in einer überall gleich dunklen Nacht, in der alle Katzen schwarz und keine Unterschiede mehr festzustellen sind. Drittens kommt Barth auf den eigentlichen Kernpunkt gar nie zu reden — auf die Fragen von Freiheit, Rechtsstaat und Humanität. Man kann beim Lesen seiner Schrift sich fragen, ob eigentlich im Westen eine Christenverfolgung wüte. Ein differenziertes Urteil müßte aber wenigstens das eine feststellen: gewiß, im Westen gibt es viel Unglauben und schleichendes Antichristentum, gibt es Lüge und Korruption; aber im Westen gibt es auch die Freiheit zum Bekennen und das Recht, das die Menschenwürde schützt, und beide, Freiheit und Recht, werden im Osten geleugnet und mit Füßen getreten. Und diese Dinge sind wahrlich weder politisch noch theologisch irrelevant. Diese aus einer theologisch äußerst problematischen Fassung der Eschatologie stammende Indifferenz gegenüber allem, was Menschenwürde und Menschenrechte heißt, macht Barth so blind für den Wesensunterschied zwischen dem «Ostlöwen» und dem «Westlöwen». Sie ist der schlimmste Fehler nicht nur dieser Schrift, sondern seiner ganzen Theologie.

Das Urteil über den Totalstaat

«Christus über alle Dinge fürchten und lieben»: das ist die Maxime, an die wir uns im Westen wie im Osten zu halten haben. Von da aus ist das Urteil über den Totalstaat des Ostens zu bilden, von daher das Verhalten in ihm zu bestimmen, damit man nicht in den Fehler gerät, seiner

«grob mit feiner Ungöttlichkeit und Unmenschlichkeit zu begegnen». Von da aus unternimmt denn auch Barth den Versuch, die einzelnen Aspekte des Totalstaates auf ihren substanziellen Gehalt an Wahrheit oder Antichristlichkeit zu prüfen. Er erscheint dem Christen im Osten als «Fremdmacht»? Doch wohl nicht nur als das, sondern deutlich auch als Werkzeug Gottes, bestimmt, eine Funktion in seinem Plan auszuführen, und zwar im wesentlichen «die gerichtliche Funktion einer Zuchtrute». Wesentlich für den Christen ist die Einsicht, daß nicht dieses Werkzeug im Gerichte sitzt, sondern der, der es braucht. Und diese Einsicht bewahrt ihn vor allem primitiven Antikommunismus. Er ist totalitär? Gewiß, aber nicht eigentlich der Totalitarismus, sondern die Tatsache, daß dieser Totalitarismus gesetzlich und darum ungöttlich und unmenschlich totalitär ist, ist «die Grenze jenes Systems, an der seine Vertreter einmal Halt machen oder aber scheitern werden». Denn auch Totalitarismus ist kein entscheidendes Kriterium für den Christen, im Gegenteil, totalitär ist auch in seiner, eben in ungesetzlicher und gnädiger Weise, das Evangelium — und insofern kann der kommunistische Totalstaat «als dessen freilich arg verzerrtes und verfinstertes Gleichnis bezeichnet und verstanden werden». Er ist materialistisch und atheistisch? Damit «scheint es ja Ihr Staat wirklich etwas toll zu treiben». Aber kann man damit «auch nur einem einzigen Menschen real und effektiv nahe-treten»? Die östliche Blase des Materialismus wird eines Tages genau so platzen wie die westliche Blase des Idealismus geplatzt ist. Und der Atheismus beruht im großen ganzen nur auf einem in erster Linie von den Christen selbst, dem «Bodenpersonal Gottes» verursachten und verschuldeten Mißverständnis, dessen Unglaube man am besten «mit einem fröhlichen Unglauben an die Unmöglichkeit dieses seines Unternehmens» begegnet.

Das alles klingt nahezu frivol angesichts der täglichen Tatsachensprache aus der DDR. Viel Trost kann ich mir daraus für den bedrängten Ostpfarrer nicht versprechen. Daß es in der Geschichte je und je göttliche Zuchtruten in der Gestalt von Tyraneien gab, hat deren Dämonien nie aufgehoben und entschuldigt; daß der Unglaube des östlichen Atheismus eine hohle Nuß ist, ist kein Hindernis für dessen böse Absicht des aktiven und konsequenten Seelenmordes; und wenn es wirklich wahr ist, daß der gesetzliche Totalitarismus des Totalstaates nur ein verzerrtes Gleichnis für den Totalitarismus der Gnade im Evangelium ist, so stempelt ihn eben diese Tatsache zum absoluten und nicht etwa bloß relativen Komplementärstück und Gegensatz des Evangeliums — genau so, wie der Antichrist zwar der Affe, aber auch der unversöhnliche Widersacher Christi ist. Nein, wenn Karl Barth mit all dem nur sagen will, daß der Totalstaat von demjenigen, der «Christus über alle Dinge fürchtet und liebt», eigentlich nicht so ganz ernst zu nehmen sei und daß er ihm darum auch nicht ernsthaft widerstehen und widerstreben müsse, so kann man

ihm als bessere Belehrung nur seine eigenen Worte aus dem Jahre 1938 entgegenhalten: «Die Kirche verkündigt den Totalitätsanspruch des Wortes Gottes. Sie kann diesen Anspruch im Bereich der Diktaturen nur entweder fallen lassen und damit vor Gott und der Welt der Lächerlichkeit verfallen, oder ihn aufrecht erhalten und damit die Ausrottung durch die Diktatur auf sich ziehen. Die Kirche kann die Diktatur erleiden müssen. Aber bejahen, gutheißen und wollen kann sie nur den politischen Raum der Ordnung und Freiheit.» Und weiter an anderer Stelle: Die Kirche «hat durch die Verkündigung des Evangeliums den demokratischen Staat aufzurufen um jeden Preis, auch um den von Not und Untergang, starker Staat zu sein, das heißt: den Diktaturen an seinen Grenzen mit allen Mitteln Halt zu gebieten. Und sie hat ihren Gliedern um des Evangeliums willen und durch die Verkündigung des Evangeliums zu sagen, daß es etwas gibt, was schlimmer ist als Sterben und Töten: das freiwillige Jasagen zu der Schande der Herrschaft des Antichrist» (Karl Barth, Eine Schweizer Stimme, 1945, S. 67 und 64). Karl Barths frühere Schriften sind wirklich eine großartige Fundgrube von Argumenten gegen seine heutige politische Stellungnahme. Aber ihre Lektüre stimmt einen auch etwas traurig...

Die Kirche im Totalstaat

Karl Barth ist sich klar über den Verlauf der kirchlichen Entwicklung in der DDR. Die Kirche verliert immer mehr ihren Öffentlichkeitscharakter. Alles, was sie bisher als «Volkskirche», als Institution der Öffentlichkeit charakterisierte, was sie als öffentliches Privileg selbstverständlich in Anspruch nahm und genoß, bröckelt immer mehr ab: staatliche Unterstützung und Einfluß auf die Erziehung, Sonntag, Kindertaufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung «als die christliche Markierung des Rahmens und der Existenz des Herrn Jedermann» — die ganz freie Ausübung einer «Religion» wird im Osten immer mehr in Frage gestellt. Aber ist das alles so schlimm? Karl Barth scheint die Entwicklung unter mancherlei Aspekten eher zu begrüßen und den Eindruck zu haben, die Kirche sei dort auf dem besten Wege, ihre echte Freiheit zurückzugewinnen. Jedenfalls ist es eine Entwicklung, die «heute ein wenig überall» sichtbar wird und sich in der DDR nur «in besonders scharfen Kanten» abzeichnet. Der Klage darüber hält Barth zwei Argumente entgegen.

Erstens *hat* die Kirche gar keinen Öffentlichkeitsanspruch für ihr Wort oder einen Anspruch auf «Raum für eine ungehinderte Verkündigung». Die Beschneidung dieses falschen Öffentlichkeitsanspruches durch den Totalstaat «dürfte also gewiß als ein ihr durch das Werkzeug des sozialistischen Staates wider dessen Willen zugewendetes göttliches Lie-

beswerk zu verstehen sein, dem sich zu widersetzen nicht ratsam sein dürfte». Auch die aus diesem Öffentlichkeitsanspruch abgeleiteten Attribute und Institutionen der «konstantinischen Kirche» sind theologisch höchst fragwürdig und ihre Destruktion darum kaum zu beklagen. — Nun, die Staatsorgane des Herrn Ulbricht werden mit Staunen und Schmunzeln dieses theologische Alibi für ihr brutales Vorgehen gegen die Kirche zur Kenntnis nehmen. Wir aber fragen: Liegt denn im Taufbefehl des Evangeliums — «Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker!» — nicht etwa ein Öffentlichkeitsanspruch von unerhörtem und unbeschränktem Ausmaß? Wie kann eine Kirche, die hinter Schloß und Riegel gesetzt wird, diesen Befehl noch erfüllen? Gewiß, jedes falsche, klerikale Element an der historischen Geltendmachung dieses Öffentlichkeitsanspruches ist auszuschneiden. Dann aber bleibt jener echte Kern, den Barth selbst als integral und unabdingbar erkannt und vehement verteidigt hat, als der Nationalsozialismus die Freiheit der Kirche antastete. Darauf wollte er ja in der ersten Phase der Bekenntniskirche den Kampf der Kirche gegen den nationalsozialistischen Staat ausdrücklich beschränkt, aber auch mit aller Kraft konzentriert wissen: auf den Kampf für die Freiheit der Verkündigung. Sie ist das «ius unum et necessarium». Wiederum können wir nur Karl Barth selbst zitieren: Der Sinn der politischen Ordnung besteht geradezu darin, der Kirche für ihre Verkündigung volle Freiheit zu verschaffen. «Der gottesdienstliche Sinn der Staatsordnung wird da undeutlich, wo der Staat der Kirche diesen Raum verweigert oder beschränkt, wo er von der Kirche verlangt, daß sie sich seinen Zwecken unterordne und anpasse, wo er ihr gegenüber die falsche Kirche fördert, wo er vielleicht gar in Verabsolutierung seiner eigenen Zwecke selber zur Kirche wird, die dann sicher eine falsche und die unduldsamste aller Kirchen sein wird» (a. a. O., S. 32 f.).

Zweitens empfiehlt Barth der Kirche den Rückzug auf die innere Linie. Indem sie sich von jener früheren Existenzform innerlich löst, indem sie falsche Bindungen fröhlich aufgibt und sich wieder viel getroster allein an Gott bindet, wird sie wahrhaft gesichert und findet auch die Freiheit, «nach neuen Wagnissen auf neuen Wegen sich umzusehen». Darin könnte sie dann auch dem Westen als «Gottes (allen Ernstes besonders) geliebte Ostzone» die christliche Freiheit exemplarisch vorleben. Darin hat sie eine Freiheit und Überlegenheit, die niemand antasten kann. — Hier müßte doch wohl konkreter differenziert werden zwischen realistischer Preisgabe von verlorenem Terrain, unverantwortlicher Preisgabe von echten Missionsgelegenheiten, Weichen gegenüber unzulässigem Druck und Rückzug in eine falsche Innerlichkeit. Gerade das Letztgenannte hat Barth seinerzeit heftig bekämpft und alle Leute, die wie Marahrens, Wurm und gewisse Pietisten in der Hitlerzeit den Rückzug auf die innere Linie vertraten, mit harten und stolzen Worten

getadelt. Ist, was er heute empfiehlt, nicht genau das, was nach seinem damaligen Urteil nicht geschehen durfte? Gewiß, es gibt für die Kirche unter Umständen ein erzwungenes Schweigen, aber das hat nichts zu tun mit dem apolitischen Evangelium. Es ist ein abgrundtiefer Unterschied, ob Dulden und Leiden und Schweigen aus dem Zwang der Verhältnisse und der feindlichen Machthaber erwachsen oder ob sie geradezu zum Grundsatz gemacht werden, dem sich die Christen unterwerfen müssen. Gewiß kann Dulden und Leiden für die Kirche unter Umständen ein Läuterungsprozeß sein, bei dem sie viel gewinnen kann. Aber es ist ein Unterschied, ob ich der moralisch wie theologisch recht fragwürdigen Maxime folge, aus der Not eine Tugend zu machen und einen bedrängenden Zustand illusionär beschönige, oder ob ich ihm durch innere Freiheit Widerstand leiste und so Kraft daraus gewinne. Gewiß kann der Wegfall gewisser unhaltbarer Positionen der Volkskirche, deren ganze Problematik uns trotz allen unleugbaren und dankbar anerkannten Segnungen auch nicht verborgen ist, eventuell geboten und heilsam sein, damit die Kirche zum Leben erwache; aber das liegt doch auf einer ganz anderen Ebene als das, was sich in der DDR notorisch vollzieht als ein Kampf, bei dem die Kirche nur noch die Wahl hat, sich entweder an die staatliche Kaudare nehmen oder zuletzt physisch vernichten zu lassen. Oder macht sich Barth noch irgendwelche Illusionen über die Ziele der kommunistischen Kirchenpolitik? Und endlich: gewiß darf sich die Kirche an keine noch so beliebte historische Existenzform klammern und meinen, mit dieser Existenzform stehe oder falle die Sache des Evangeliums. Sie wird sich vielmehr im Atomzeitalter auf ganz neue, jetzt noch unerhörte Existenzformen innerlich rüsten müssen. Aber es besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen neuen Existenzformen und der Bestreitung jeden Existenzrechtes.

Die Haltung des einzelnen Christen im Totalstaat

Karl Barth zögert nicht, diese gebotene Haltung mit dem Begriff der «Loyalität» zu bezeichnen, wobei er den Begriff allerdings näher umschreibt: «Loyalität schließt den Vorbehalt der Gedankenfreiheit gegenüber der Ideologie, aber auch den Vorbehalt des Widerspruchs gegen bestimmte Explikationen und Applikationen einer vorgegebenen Staatsordnung ein.» Zur Erläuterung und Empfehlung einer solchen Loyalität mit Mentalreservation gegenüber der kommunistischen Diktatur verweist er auf zwei Analogien: auf sein persönliches Verhältnis zu der Verfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft und auf den englischen Begriff der «loyalen Opposition». Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß er es wagt, die Verfassung unseres freiheitlichen Rechtsstaates virtuell auf die gleiche Ebene zu setzen mit dem papierenen Phra-

sengedresche der Verfassung einer kommunistischen Diktatur, die durch ihr praktisches Verhalten jeden Rechtsgrundsatz Lügen straft. Auch über diesen Fundamentalunterschied hat Barth früher Beachtliches geschrieben, das seinen Wert nicht verloren hat. Aber ist es nicht die vollkommene Illusion, im Bannkreis der kommunistischen Diktatur auch nur von der Möglichkeit einer «loyalen Opposition» zu träumen? Hat denn Karl Barth wirklich nichts davon gehört, daß jede, auch die loyalste Opposition in diesen Staaten in den letzten Jahren und Jahrzehnten konsequent in der Liquidation endete? Oder hat er zur Zeit von Ungarns Tragödie nicht nur geschwiegen, sondern auch geschlafen? Darum kann uns auch sein abschätziges, recht liebloses Urteil über die «Republikflucht» gewisser Pfarrer der Ostzone nicht gefallen. Was wissen denn wir im freien Westen von der Gewissensnot, der Angst um Frau und Kinder, dem Kampf zwischen Hoffen und Verzagen, der solcher «Republikflucht» vorausgegangen ist? Auch hier ist die Analogie mit jenem katholischen Kölner Dechanten, auf den sich Barth beruft und der 1945 beim Einmarsch der Amerikaner seinen sämtlichen Geistlichen das Verlassen ihrer Herde streng verboten hat, eine unzulässige Vereinfachung.

* * *

Barth verweist in seiner Schrift im Vorübergehen zweimal auf das Kapitel 29 im Propheten Jeremia und empfiehlt es dem Pfarrer in Ostdeutschland zur aufmerksamen Lektüre. Ich habe es bei dieser Gelegenheit auch mit Ergriffenheit wieder gelesen. Es ist der herrliche Mahn- und Trostbrief des Propheten an die Verbannten zu Babel. Was für ein anderer Geist weht darin als in Barths Schrift! Für die Haltung eines Jeremia in unserer Zeit hätte ich volles Verständnis und alle Aufgeschlossenheit: für das Wort eines ernststen Bußpredigers, der sogar in einem Nebukadnezar die Zuchtrute Gottes erblicken und zum gehorsamen Tragen eines unausweichlichen Gerichtes ermahnen kann, weil es zuletzt das Heil bewirkt. Aber die Haltung eines Jeremia ist aus heißer Liebe zu seinem Volke geboren, aus einer Liebe, die ringt und fleht und glaubt und hofft. Bei Barth aber sehen wir anstelle der Haltung konkreter, echter Buße, unter die sich der Bußprediger selbst auch und zuerst stellt, nur die ätzende Kritik gegen die eine Seite und die unhaltbare Beschönigung gegen die andere Seite hin. Was soll denn solche Seelsorge helfen? Soll diese Verharmlosung seiner schweren Situation in der Tyrannei den Amtsbruder in der Ostzone erleichtern, soll ihn gar die Anschwärzung des Westens trösten? Was aber den Westen betrifft, können wir nur sagen: weil wir zu Barths früherer politisch-theologischer Haltung rückhaltlos Ja sagen, darum können wir zu seiner heutigen politischen Haltung nur ebenso entschieden Nein sagen.